

## Das Menschlein Matthias.

24]

Erzählung von Paul Jlg.

„Ja was? Ist das so gemeint? Herr, du mein Trost! Mitten in der Nacht kommt mir der Lauser heimgeschlichen... Und mit dem vollen Kratten! Es pukt einen fast! Wohl, Bürschle, Du kommst mir jetzt grad recht. Dich will ich kuranzen. Wo hast Du's Gled?“ lamentierte sie jetzt wirklich wie von Sinnen, während Matthias in stotternder, wimmrender Gestalt die Gründe seines Mißerfolges aufzählte. Er sei von Mergentwil nach Brüllisan in jedem Haus gewesen, aber die Leute hätten fast überall draußen im Dehnd geschafft, und bei den übrigen müsse ihm ein anderer Hausierer zugekommen sein. Aber die Angehrin ließ ihn nicht ausreden.

„Ein Pflifferling! Dich kenn' ich. Auf der faulen Haut bist Du wieder gelegen... den ganzen langen Nachmittag!“ strich sie ihm Gehör und Gnade unbarmherzig aus, wobei sie Matthias so kräftig unter dem Arm packte, daß er ihr gleichsam hüpfend in die Stube folgen mußte.

„Gelt, Du tust mir nichts, liebe Wasgotte! Ich bin gewiß nicht schuld. 's nächste mal, Wasgotte...“ flehte er, schon völlig außer Atem, bevor er noch einen Streich erhalten hatte. Es gelang ihm auch, eins ihrer Knie zu umfassen. Aber sie schleppte ihn am Boden fort, bis zum Spiegel, dahinter das Pfefferrohr steckte. Es half eben nichts mehr, sie war wieder vom Satan geritten und mußte schlagen... schlagen mit aller Kraft, um nicht aus der Haut zu fahren. Es wurde ein graufiger Tanz in der mondscheinbellen Stube. Der Geschlagene wehrte sich verzweifelt, bis die rohe Zuchtmeisterin in den Arm, ins Bein, klaubte und kratzte sie und vermehrte so ihre Wut. Wilde Schreie zerrissen die weite nächtliche Stille. Aber sie reichten kaum bis zur nächsten Behauung, und die Wirtin zum Gupf brauchte nicht zu bangen, daß ihr ein menschenfreundlicher Nachbar in den Arm fallen werde. Solange sie selbst es aushielt, ließ sie nicht nach; sie wollte diesmal ganze Arbeit machen, den Trost des Bürschleins mit allen Wurzeln ausreuten. Als sein Widerstand gänzlich gebrochen war und er kaum noch japsen konnte, nahm sie ihn wieder beim Widel und stieß ihn auf einen Kartoffelhaufen in den dumpfen Keller, den kein Schimmer Licht erhellte. Da möge er den Rest der Nacht verplärren und darüber nachdenken, ob er sich endlich bessern wolle.

Ihre Befriedigung währte jedoch nicht lange. In der Kammer droben vernahm sie Marias harten, stidigen Husten, der ihr selber wie mit Messerstichen zusetzte. Das Mädchen, mit dem es langsam zu Ende ging, schien von dem Lärm aus dem ersten Schlaf aufgeschreckt zu sein. Ein Licht in der Hand, stürzte die Angehrin hinauf, dem Anfall zu wehren.

Die Kranke hatte auf Geheiß des Arztes ein eigen Lager bekommen, aber ihr schwindendes Leben war nicht mehr zu retten.

Beim Eintritt der Mutter saß Marie aufrecht im Bett, mit überhängendem Kopf, von dem das feuchte Haar wirr, strähnig über Brust und Schulter floß. Eingefallen, fieberhaft atmend, in einem gramvollen Zustand der Erschöpfung blickte sie die Kommende von unten herauf böse an.

„Zunmer mußt Du... Spektakel machen, wenn andere schlafen möchten!“ wehrte sie deren untaugliche Hilfe kopfschüttelnd ab. Als müßte sie um ihr nahes Ende, ja, als sei ihre Seele bereits im ewigen Frieden aufgegangen, war sie empfindlich gegen jedes laute Wort. Am wenigsten konnte sie das Schreien und Toben der Mutter mehr ertragen.

„O Herr Jesus, Du Armes, Geplagtes!“ jammerte diese kleinlaut, geduckt von dem trostlosen Leid. „Was soll ich aber machen, wenn die Lumpenhunde mich bis aufs Blut heken? 's wird ja alle Tage ärger, wenn ich ihnen nicht wieder einmal den Meister zeige. Leg Dich nur wieder hin, Du kannst jetzt ruhig schlafen. Ich muß mich ja selber hassen, weil es manchmal so unsinnig über mich kommt.“

Darin sagte sie nur die lautere Wahrheit. Sie hätte sich kopfüber die Stiege hinunterstürzen mögen, als sie das sterbensmatte Kind verließ, dessen Augen sie mit einem stillen, schweren Vorwurf verfolgten. Ihre vorige Weisung miß-

achtend, schloß sie das Kellerloch wieder auf und ließ den winzelnden Sträfling entweichen.

„Marsch ins Nest! Ich will Dich künftig nicht mehr haben. Deine Alte soll Dir einen anderen Unterstand suchen!“ drohte sie in unwahrscheinlicher Selbstverleugnung. Sie wußte jetzt, daß Matthias wieder einmal hauptsächlich für das Bergehen des Großen gebüßt hatte, nur weil jener ihr im unrechten Augenblick in die Hände lief. — Alles in allem war sie eine Weile bis in die Fingerspitzen zerknirscht, voller Scham über ihre rasende Tierheit. Ja, sie sandte sogar einen flehenden Blick zum Sternenhimmel auf... einen stummen Hilferuf, der ihr Unterstes nach oben kehrte.

Wo litt denn eine mehr am Leben, als sie in ihrer Gier und Ungenüge? Wie konnte sie sich ihrer Natur erwehren? Zimmer aufs neue wieder rief es ihr zu: „Fort aus diesem Fuchsbau!“ Was taugte ihr die herrliche Fernsicht, die erhabene Einsamkeit? Das vielgestaltige Landschaftsbild konnte ihre darbende Seele nicht mit Leben erfüllen, das eintönige Krauschen im Tobel war nicht die rechte Musik für ihr Ohr, die-jäh abfallenden Matten kein Gelände für ihre Sohlen. Weite, fruchtbare Ebenen, fruchtbare Alee- und Kartoffelfelder, wogende Mehrenmeere hatten ihren Mädchenaugen gefallen, ein starkhinterrottendes Ochsenpaar, eine wühlende Pflugschar, die Kolonnen der Mäher und Drescher ihre Sinne entzündet. Das war ihr verloren. Darum mußte sie verderben.

Wie schon oft, wenn der Stummer sie fast erwürgte, sah sie auch jetzt wieder zu dem schreckhaften Felsen auf, in dem traurigen Erwägen: „Ein Miß, ein Sturz in der Nacht... dann hätten wir Ruh!“

In der Kinderkammer wurde indessen ein heimlicher Bund geschlossen. Der Große hatte sich hinter dem Rücken der Mutter hinaufgeschlichen und tat jetzt in seiner knorrigen Art alles, um den gebrochenen Matthias zu beschwichtigen. Begriff er doch recht gut, daß dieser heute für ihn hatte bluten müssen.

„Uebermorgen kommst Du einfach mit mir!“ meinte er zutunlich, indem er den in die Bettdecke Verkrampften mit dem Ellbogen anstieß. „Wir gehen dann über Mertigen und Haslach, ich auf der einen, Du auf der anderen Seite. Wo Hunde sind, brauchst Du nicht hinein. Ich fürchte sie nicht. Dann mußt Du's mit den Weibern nur so machen wie ich: weißt, so ein bißchen lamentieren, es gehe uns heidenmähig schlecht dabeim, sie möchten sich doch erbarmen. Und nur nicht abzotteln, ob sie leisen oder sausten. Ich sag' dann immer: „Se nun, wenn Ihr nichts braucht, so tut's halt um Gottes willen. Wir sind unser achte, und der Vater kann's allein nimmer machen.“ Aber natürlich, wenn Du bloß so vertattert dastehst: „Wollt Ihr nichts kramen?“ und Dich mit einem Wort abschirren läßt, kommst Du zu nichts. Man muß ihnen Gehörig einbeizen!“

„Er ist drum noch viel zu klein zum Hausieren! Was braucht sie beide zu schicken? Das ist nur der Geiz. Ich sag's dem Vater. Er soll's ihr verbieten!“ ereiferte sich die Kranke, der die Lust zum Schlafen vergangen war. Sie gab damit das Zeichen zu einem unerhörten Angriff und Sturmangriff gegen die Mutter.

„Bald jeden Abend hoßt sie jetzt mit dem Postheiri zusammen, lüchelt und brätelt ihm, was er nur mag, und alles umsonst! Er gibt ihr keinen roten Bagen dafür. Was geht uns der an? Wir sind ihm nichts schuldig. Der Vater weiß nichts davon. Aber war' nur, ich paß ihm auf, der muß noch merken, was eine Schländer ist!“ enthüllte Konrad seinen gefährlichen Haß, knurrend wie ein guter Wachhund. Dann zog er seine Fehenhosen aus, hielt sie Marie dicht vor die Augen und sagte: „Da schau! So läßt sie mich herumlaufen. Eine Alte hat mich heut angeranzt: „Wenn Ihr noch so arm seid, so kann Dir die Mutter doch's Zeuglein flicken!“ 's ist aber auch wahr. Früher hat sie's doch auch machen können.“

Noch manchen Unbill brachten die kindlichen Empörer zur Sprache. Die bösen Launen der Mutter, deren wilde Verdächtigungen des Weltlaufs vergifteten ihr junges Leben, das ewige Brüten und Senszen erfüllte alle mit Unlust und Mißtrauen. Warum mochte hier keines singen wie in anderen Hütten? Auch am schlechten Essen, der mangelhaften Ordnung spürte man die mütterliche Abkehr. Sie war geiziger als

je, suchte um jeden Napfen, mochte keinem eine Freude mehr gönnen.

„Man möcht' lieber nicht mehr dabei sein!“ seufzte Marie müde, aus wunder Seele bekümmert, so daß auch der Große eine Weile kein Wort mehr hervorbrachte. Draußen rauschte, zirpte die Sommernacht. Fernes Hundegebell lockte die Gedanken hinaus. Wozu lag man belernd in dieser elenden Parade? Nur die kleine Frida schlief. Sie hätte freilich auch gar nicht mitreden dürfen. Aber die beiden Ältesten hielten noch lange Rat. Es war ein blutig-ernstes Gemgericht über die abtrünnige Mutter, die für sich leben wollte, den häuslichen Herd erkaltend ließ. Konnten sie auch nicht alles recht verstehen, so fielen ihre Abnungen um so schwerer ins Gewicht. Sie schlugen sich leidenschaftlich auf die Seite des treuen, gerechten Vaters, der ernst, ohne viele Worte seine Pflicht tat.

Die Verklage hörte nichts von diesen Anschuldigungen. Es wäre ihr gewiß schwer gefallen, sie mit roher Gewalt zu ersticken.

(Fortf. folgt.)

## Hunde und Menschen.

Von Martin Andersen Nexø,

II.

Zum Schluß eine kleine Geschichte, die allerlei von der Form unserer Zeit für Mitleid erzählt. Sie ist wahr und — was wichtiger ist — typisch.

Einer meiner älteren Bekannten war Privatlehrer in Kopenhagen. Um sein tägliches Brot zu verdienen, mußte er vom Morgen bis zum Abend in der Stadt herumrennen, zwischen Schulen und Kursen und den Wohnungen der Privatschüler. Wenn die festangestellten Lehrer sich in den Pausen ausruhten oder Mahlzeit hielten, war er immer unterwegs — von dem einen Ort, wo er unterrichtete, zum anderen. Häufig waren die Entfernungen groß; meistens kam er im letzten Augenblick in die Schule gestürzt, und er lebte in fortwährender Angst, daß irgend etwas ihn aufhalten werde, so daß er nicht von der Stelle kam. Das kam ja hin und wieder vor, und fortgesetzte „Saumseligkeit“ bedeutete Abschied und neue Stundenjagd.

Schon dies nahm ihn sehr mit; in der Nacht im Schlaf schlug er sich mit Eisenbahnverpätungen und Straßenbahnstodungen herum. Dazu kam die eigentliche Arbeit. Er unterrichtete zehn Stunden am Tage.

Mit dieser angespannten Nadelerei erreichte er es gerade, daß er und seine Frau sich ordentlich sattessen, anständig gelleidet gehen und eine Dreizimmerwohnung in einem billigen Viertel bewohnen konnten. Doch am Abend fiel er vor Müdigkeit aufs Bett, und am Morgen, wenn er geweckt wurde, verriet sein Gesicht Furcht vor dem neuen Tag.

Man redet viel von der Liebe zur Arbeit. Dieser Mann liebte seine Tätigkeit nicht; sie war ihm zur Hölle, die seine seelische Fähigkeit und seine Freude am Dasein rasch verzehrte — und ihm dafür nur den notdürftigen Unterhalt des Leibes sicherte. Er fühlte sich als Sklave, und so sehr er dagegen anlämpfte, mußte sein Verhältnis zu den Kindern das Gepräge davon erhalten — er haßte sie schließlich. Und er hatte gerade diese Tätigkeit als Beruf erwählt — als schönsten aller Berufe — und war seinerzeit mit großen Erwartungen hineingegangen.

Sie selbst hatten keine Kinder. Sie waren wie so viele andere Eheleute in unseren Tagen gestellt: hatten das größte Bedürfnis, sich mit Kindern zu umgeben und mußten es selber als das ärgste Unglück abwehren, das geschehen konnte. Sie hätten sie ja nicht verjoren können.

So hielten sie denn zum Ersatz einen kleinen Hund.

Eines Tages bekam der Mann Gehirnbluten und konnte nicht mehr. Der Hund sah an seinem Bett und pfliff, und die Frau weinte und verkaufte Stück für Stück, um ihm die nötige ärztliche Behandlung und Medizin zu verschaffen. Etwas aus „den guten Zeiten“, wozu man seine Zukunft nehmen konnte, war ja nicht vorhanden, und als Privatlehrer hatte er keinen Anspruch auf Pension. Die beiden waren wie gewöhnliche Sterbliche darauf angewiesen, an den Pfoten zu saugen, wenn sie selber nicht mehr konnten.

Nach mehrmonatigem Krankenlager starb er, insofern im günstigen Augenblick, weil nichts Verkäufliches mehr da war. Von einer vollständigen Heilung konnte ja nie die Rede sein, und es war ein rechtes Glück für die Frau, daß der Tod sich seiner erbarmte. Nun hatte sie wenigstens nur für sich selber zu sorgen.

Sie war eine tüchtige Frau, die sich nicht davor fürchtete, bei irgend etwas zuzugreifen. Und sie konnte alles, was da kam, denn sie war hervorgegangen aus dem besten häuslichen Kreise, den es in Dänemark gibt — sie war die Tochter eines Schullehrers vom Lande. Aber Sorgen, Entbehrungen und das viele Wachen hatten sie mitgenommen, und sie war krank. Nicht etwa so, daß sie ins Krankenhaus kommen konnte, aber sie war niedergebrosen und entkräftet, so daß sie nichts beginnen konnte. Man sah es ihr nicht an,

daß ihr etwas Besonderes fehlte; aber das Unglück und der Verlust des Mannes hatten ihre Fähigkeiten gelähmt und Willen und Energie aufgelöst.

Eine Zeitlang lebte sie von der einstweiligen Varmbergigkeit; und inzwischen begann sie „Eingaben zu machen“, um ein wenig festeren Boden unter die Füße zu bekommen. Sie ließ sich ein dickes Buch von mehreren Hundert Seiten, die von lauter Legaten handelten, und ließ von Tür zu Tür, Woche auf Woche. So laufen ja viele herum, mit wechselndem Glück — auch das Eingabemachen hängt von der Geschicklichkeit mehr als von etwas anderem ab. Sie konnte nicht in Betracht kommen, nicht einmal bei einer Stiftung für rechtschaffene Witwen. An Geschicklichkeit gebrach es ihr vollständig, und das Glück hatte ihr nicht einmal wohlgestellte Verwandte vergönnt, die sie hätten empfehlen können, aus Furcht davor, daß sie ihnen selbst zur Last fallen würden.

Der Hund war ihr treuer Begleiter, und wenn die beiden unvertüteter Sache vor den Türen der Legatverteiler standen, so streichelte sie ihn und sagte weinend: „Uns beiden bleibt wohl nichts übrig als zu verhungern.“

Auf dieser Wanderung kam sie auch zu dem Großkaufmann X., dem Millionär, der sich durch seine mannigfachen — und aparten — philanthropischen Unternehmungen einen Namen gemacht hatte. Das Glück wollte, daß der Menschenfreund an diesem Tage selbst die vielen Bittsteller abfertigte, und daß Bobby, der meist draußen bleiben mußte, um keinen Anstoß zu erregen, diesmal die Gelegenheit wahrnahm und mit hineinschlüpfte. Die Lehrerswitwe wurde schnell abgefertigt, ihr Fall war einer von den allergewöhnlichsten, von denen, die jeden Tag duzendweise vorlamen, und weder Empfindungen noch sonst etwas erschwerten eine abschlägige Antwort. Man sah sie kaum an.

Um so mehr Aufmerksamkeit widmete man dem Hunde. Zuerst steckten die Kontoristen die Köpfe zusammen und flüsterter, und dann machte einer von ihnen den Millionär auf das Tier aufmerksam; Bobby wurde hinter die Schranke gelockt, und der große Philanthrop besichtigte ihn eigenhändig und schüttelte mehrmals den Kopf. Der Hund war mindestens ebenso schwach und entkräftet wie seine Prot-herrin.

Die Frau stand wie auf Kohlen und wünschte, daß man Bobby wieder zu ihr ließe, damit sie fortgehen könnte. Vielleicht machte man sich lustig über ihr liebes Hündchen, vielleicht fand man es unverschämmt von ihr, einen Hund zu halten, wenn sie so arm war und selber um Hilfe eintam. Das meinten viele; und sie hatte es so oft selbst gedacht und beschlossen, das Tier zu ertränken — sie konnte es bloß nicht übers Herz bringen.

Dann endlich ließ man den Hund durch die Schranke, und die Frau näherte sich beschämt der Tür. Aber einer von den Kontoristen hielt sie zurück.

„Fehlt dem Hunde etwas?“ fragte er mit teilnehmender Stimme, die ihr recht wohl tat.

„Ich glaube nicht, daß er richtig krank ist; aber ich kann ja nicht für ihn sorgen, wie ich müßte. Ich teile mein Essen mit ihm, obwohl ich Gott weiß, recht gut selber des Ganzen bedürfte; aber was für einen zu wenig ist, verschlägt ja erst recht nicht für zwei.“ Sie sagte das als letzten Versuch, Eindruck auf die Leute zu machen, und blickte zögernd auf. „Er muß wohl ertränkt werden?“ meinte sie schließlich leise.

Der Philanthrop, der hinter der Schranke gestanden und zugehört hatte, kam rasch hervor: „Wo denken Sie hin, Menschenkind! Einen armen, kranken Hund ertränken!“

„Ich habe kein Geld, ihn chloroformieren zu lassen — sonst wäre das ja das Beste für den Hund und mich selbst.“

„Sie mit Ihrem —“ Der große Wohltäter fing plötzlich in ihrem Gesichtsausdruck etwas auf und hielt inne. „Können Sie denn nicht begreifen, daß das eine weder schlimmer noch besser ist als das andere?“ fuhr er ganz freundlich fort. „Hier soll nicht getötet, sondern geholfen werden — eine viel schönere Aufgabe, nicht wahr! Was der Hund braucht, ist bloß liebevolle, gute Pflege. Können Sie wirklich nicht besser für ihn sorgen? Gar nicht?“

Die Witwe schüttelte den Kopf — wie konnte man so dumm und so böse fragen. Aber zornig wurde sie nicht; die Zeiten waren längst vorbei, wo sie in der Lage war, sich heftig zu wehren. Sie wandte sich nur der Tür zu, um fortzukommen.

„Warten Sie einen Augenblick“, sagte der Wohltäter und wies auf eine Bank.

Er konferierte eine Weile mit dem ersten Buchhalter, und dann kam er wieder zu ihr zurück.

„Ich glaube, wir haben eine Regelung gefunden, liebe Frau,“ sagte er warm. „Die Sache ist die, wir tragen uns mit dem Plane, ein Aßl für verwahrloste Hunde zu errichten. Leider wird ja noch einige Zeit darüber hingehen, bis wir alles so weit fertig haben, die armen Geschöpfe aufzunehmen; und niemand kann von der Hoffnung auf bessere Zeiten leben — nicht wahr? Aber vielleicht könnten wir das Kerlchen da in Pflege geben! Glauben Sie, daß Sie ihn recht gut behandeln können. Anständig und sauber sehen Sie ja aus.“

Die Witwe nickte, obwohl sie die Frage für überflüssig hielt.

„Gut, abgemacht! Sie bekommen 20 Kronen im Monat, die Sie hier jeden Ersten abheben können; aber Sie müssen sich natürlich darin finden, daß wir jederzeit Zutritt zu Ihrer Wohnung haben — zur Beaufsichtigung.“

Die Lehrerstwitwe gab ihre Adresse an, und damit war die Sache in Ordnung. Sie hatte endlich ein Legat erlangt — dank ihrem Bobby. Nie vergaß sie, daß er der eigentliche Herr war, und daß sie selbst nur seine Gelder verwaltete.

Sehr bald war sie so weit, daß sie etwas durch leichtere Heimarbeit verdienen konnte, und sie und Bobby schlugen sich erträglich durch. Das einzige, was ihr Dasein verfinsterte, war der Gedanke an den Tag, wo das Aylh fertig sein würde und sie sich von dem Hunde trennen müßte.

Dieser Tag kam aber nie, mochte nun der Philanthrop andere Pläne gefaßt oder die Sache vergessen haben. Bobby behielt seine Unterstützung bis zu seinem Tode.

Und auch später litt die Witwe keine Not. Mit Legaten geht es ja ebenso wie mit allem andern hier in der Welt: hat man erst festen Boden gewonnen, so wird man schon fertig. Der Hund half der Frau über den toten Punkt weg. (Deutsch von G. Ruy.)

## Die Dichter des Grauens.

Von Peter Hamacher.

Wir stehen an der Pforte zu dem „finstern, unbekanntem Reich, wo das Grauen wohnt und das Entsetzen“. Seltsamen Führern überlassen wir uns, Dichtern und Magiern; dunklen, schwermutumweheten Gestalten, die, entfreundet der lieben, freundlichen Gewohnheit des Lebens und des Lichtes, in jenen nächtlichen Bezirken wohnen, wo die Dämonen, die Dämonenangst, aus jedem Strauch blüht. Zitternd, widerstrebend halb, und halb gezogen, wie in einem Damm, mit jenem merkwürdigen Gefühl des Grusels, das aus Lust und Unlust seltsam gegensätzlich sich mischt, folgen wir ihnen auf dem Pfad, der zu den unteren Mächten leitet. Wir folgen; denn wie sehr auch das Leben vernichtende, das dort unten lauert, mit den Mästen des Grauens und des Schreckens uns den Sinn erschüttern mag: eine heimliche Ahnung flüstert uns zu, daß wir an der Schwelle unerhörter Eröffnungen stehen.

Unsere Führer sind die Dichter des Grauens, die kühnen Freier des Ueberfinnlichen, die „sehnachtsvollen Hungerleider nach dem Unerreichlichen“: die Hoffmann, Poe, Villiers de l'Isle-Adam usw. Es gibt eine Art des Grauens, die das grausige Motiv um seiner selbst willen beschwört und in Wirkung wie Absicht nur auf Nervenentzerrung aus ist. Auch in dem Grauen, das jene Dichter auf uns werfen, spricht diese elementare Spannungswirkung ein deutliches Wort. Aber dieses Grauenhafte ist Ausdruck, Sinnbild, voll metaphysischer Beziehungen. Es ist Zeichen eines Weltgefühls. Schauer aus den Tiefen des Alls hauchen uns an. Der Dichter, echter Romantiker, voll der Sehnsucht nach dem Unendlichen, weicht mit seinem Schleiern, und die dunkle, geheimnisvolle Geisterwelt wird Erscheinung. Wir sehen die unheimliche Gegenseite, das teuflische Anklitz der Welt, und alle Gelächter der Hölle umgellen uns. Die dunkle Materie faßt uns mit Entsetzen. Der prickelnde Reiz der Sensation, des Irritationsgefühls wird zum metaphysischen Grauen. Die Urangst befällt uns; der Schauer des Unendlichen, der der Ursprung der Religionen ist.

Der erste, der mit voller Entschiedenheit die „schwarze Maske“ trug, war E. Th. A. Hoffmann. Schon vorher verfenkten sich einige Romantiker in die Nacht- und Kästelgebiete der Natur. Arnim hat mancherlei Spukhaftes in seiner „Fiabella vom Aegypten“; auch sein toller „Invalide“ ist zu nennen. Auch Chamisso's „Peter Schlemihl“ ist ein Werk voll seltsam grauenhafter Fremdheit. Tief schreibt die feinen Naturmärchen vom „blonden Edert“, vom „Aunenberg“, die den Gegensatz zwischen Mensch und Natur in schneidender Schärfe versinnbildlichen. Genug des Fremden, Dämonischen hatte besonders Heinrich v. Kleist in seinem Wesen. Aber erst Hoffmann offenbarte sich das Weltbild in seiner spukhaften Spaltung derart, daß aus ihm ein deutliches Gebilde, eine Darstellung des grauenhaften Dualismus der Prinzipien hervorgehen konnte. In einem fast grotesken Körper steckte bei Hoffmann eine reiche, mit allen Phantasiefarben des Ostens geschmückte Träumersseele. Und Hoffmann war nicht nur Dichter, sondern auch Musiker und Zeichner von Passion und Fähigkeit. Und nebenher war er Beamter, Kammergerichtsrat in Berlin in den Tagen der Reaktion unter Friedrich Wilhelm III. Das ist ein merkwürdiger Kontrast: auf der einen Seite die Menge außerordentlicher Fähigkeiten und auf der andern das sturille Neuzer und der philiströse Beruf. Daraus entwickelt sich eine Diskrepanz des Fühlens, die allerdings durch außerordentliche Sensibilität und eine merkwürdige schwebende Losgelöstheit ermöglicht und bestärkt wird. Der „feste“ Erdboden wird ihm schwankend. Der Alltag wird ihm eine durchsichtige Maske. Er erkennt aus geheimen, unscheinbaren Andeutungen, was unter dem Schleiern der Sturilität verborgen liegt. Ihm kann es nicht verborgen bleiben, daß der Archivar Lindhorst in Wirklichkeit ein Salamanderfurcht ist, oder der Dr. Mpanus ein großer Zauberer. Ueberhaupt liebt er dieses Motiv: die höhere Natur, die sich den Bedrängnissen des gemeinen Lebens unterwerfen muß. Aber er sieht auch durch die hindurch, die nicht aus dem höheren Reich des Geistes kommen; ihm schaudert vor dem „tief gespenstlichen Philistritismus“, der ihn mit der entsetzlichen Leere des Automaten angähnt. Das Automatenmotiv in seiner Schrecklichkeit: die wahrwichtige, gespenstische Nachäffung des Menschen ist ihm vertraut.

(„Sandmann“, „Automate“.) Es ist bei Hoffmann wie im Weinrausch: plötzlich lösen sich alle Beziehungen; die Bewegungen bekommen etwas Spukhaftes, Fremdes. Aus diesem inneren Zustand dringt bei Hoffmann das Märchen ins Leben und führt seine grotesken Tänge aus. Einmal seiner ersten Stüde und, trotz des Jean Paulschen Nachklangs, der da durchgeht, eines seiner besten, „Der goldene Topf“, zeigt seine Art vollkommen. Nichts bleibt hier an seinem Platze. Das heißt: nicht jeder merkt die Dinge. Man muß Poesie im Leibe haben, um die Wahrheit zu sehen. Die Bürger brauchen Alkohol, damit ihnen die sturille Außenfläche durchsichtig werde. Was Hoffmanns Auslösung des Lebens in ihrer Wirkung vielfach etwas mildert, ist das Element des Grotesken. Er liebt die ironische Betrachtung. In den „Eligieren des Teufels“ hat er das schauerliche Motiv der Verdoppelung der Persönlichkeit grauenhaft genug dargestellt. In der „Prinzessin Brambilla“ nimmt er den Gegensatz, die Spaltung des Ichs zum Motiv einer leichtfüßigen, arabischenreichen Groteske. Der Humor Hoffmanns ist köstlich; aber er ist ein gefährlicher Humor, der auf schwankendem Boden tanzt. Es hallen sehr seltsame fremde Gelächter aus der Tiefe des Dämonischen hinein. Und wieder zeigt uns Hoffmann, wie fremde dunkle Mächte sichtbarlich ins Leben des Menschen treten. Er erzählt von unheimlichen Beeinflussungen, von Uebertragungen eines geistigen Prinzips auf ein anderes: ein Lieblingsmotiv, wie ihn überhaupt Willensbeeinflussungen und magnetische Gesichten sehr anzogen („Der unheimliche Gast“). Er geht abnormen Seelenzuständen nach, weil er glaubt, „daß die Natur gerade beim Abnormen Blide vergönne in ihre schauerliche Tiefe“. Verbrechen aus unerklärlichem Zwang (Fräulein v. Scudery) oder aus bösem Trieb (Sandmann) interessierten ihn. Entsetzlich grauenhafte Angitzustände schildert er: die Automatenfurcht; wehe Kammer- und Klagelaut in der Natur, vor denen der in den irdischen Organismus eingeterete Geist in Schreck und Weh wie vor verwandtem Leiden zusammenbebt.

Hoffmann benutzte manchmal noch zu seinen künstlerischen Zwecken Bestandteile des Dämonenglaubens des Mittelalters. Auf derartigen Apparat verzichtet durchaus der andere große Dichter des Grauens: Edgar Allan Poe, der Entel normannischer Ritter, der Sohn Amerigas. Und doch ist Poe bei weitem spukhafter, unheimlicher, entsetzlicher als Hoffmann. Alles ist bei ihm qualvoller, halluzinativer, fast maniakalisch. Ein seltsam fieberisches Traumlucht, überirdisch und fremd, fließt um die Welt Poes, die weiter von der Wirklichkeit entfernt scheint als die Hoffmanns, trotzdem er auf den Spuk der Dämonen verzichtet und mit der Genauigkeit der wissenschaftlichen Methode zu arbeiten vorgibt. Kein Lächeln huscht über dieses frante, bleiche Gesicht, das, wie im Spiegel, mit unerbittlichem Ernst und einer ungläublich bezwingenden Macht die tiefen Melancholien, die Vernichtungsdelirien, die Angst- und Fieberbilder seines Innern sowie die Imaginationen einer überirdischen Traumwelt erblicken läßt. Wie tiefe unheilbare Schwermut lastet es hier auf allem. Fieberisch glüht der Horizont. Poes Werk ist die Geschichte eines menschlichen Herzens, wo sie nie geschrieben ward. Nicht von seinen Kriminalgeschichten und wissenschaftlichen Grotesken muß man sprechen. Aber man muß seine romantischen Erzählungen betrachten und als Ergänzung seine Liebesgeschichten und Gedichte heranziehen. Tiefere Schauer als diese Darstellungen kann nichts erregen. Man nehme „William Wilson“, in dem er, allerdings anstatt von der rein psychologischen noch von der moralischen Seite aus, die grundlegende Spaltung des Bewußtseins darstellt. Dies ist das Furchtbare in Poe: er schreibt eine Krankheitsgeschichte; eine Geschichte vom Zerfall der inneren Kräfte; die Anarchie dringt in das Innere ein; unmotivierte Verbrechen entstehen aus dieser Herrenlosigkeit; Wahnsinn und wilde Visionen tauchen auf. Aber der Dichter zeichnet das mit unbeirrter Hand auf; immer ist noch eins in allem Zerfall stärker als alles: der Wille, zu beobachten, zu analysieren; es ist etwas Zwangsmäßiges darin, aber auch etwas Zwingendes. Dabei ist er ein Psychologe, der Dostojewski nichts nachgibt. Und er ist ein Künstler ohnegleichen, bedeutend stärker als Hoffmann; gleichviel ob er die wunderbaren Gebilde seiner reinen Imaginationen, die schrecklichen Gemälde des Zerfalls (Untergang des Hauses Ulfers), den lähmenden Schreck (Der rote Tod) oder das wüste Debäcle einer Seele in Verbrechen und Wahnsinn (Geist des Verbrechens usw.) darstellt: der Eindruck brennt sich wie eine Vision, in der Entsetzen und Schönheit sich mischen, in uns ein. Poes Seele konnte nicht atmen in der Luft des amerikanischen Utilitarismus und Merkantilismus. Sie sucht die Räusche des Alkohols und der Gifte, nllb der wenig widerstandsfähige Körper gab nach und zerbrach bald wie eine schlechte Hülle.

Die künstlerischen Paradiese des Opiums kannte und liebte auch Charles Baudelaire, der die Franzosen mit Poe und Hoffmann bekannt machte. Auch er ist hier zu nennen. Die schmerzhaft Entartung und Erkrankung der Instinkte in einer ursprünglich schönen, leuchtenden Seele treibt ihn in das leidenschaftlichste à rebours; in die Empörung des katholischen Satanismus. Er singt seine Satanskantate; träumt von den Ränken des Negativen und tröstet sein wundes Herz mit wilden Klüchen. Die französische Dichter des Grauens lieben überhaupt die katholische Form der satanischen Revolte. Guy de Maupassant schrieb seinen Satanistenroman „Da unten“, in dem er auch eine Darstellung des schrecklichen Lustmörders Gilles de Retes gibt. Parbey d'Aurville, Edelmann und Katholik in der Blütezeit des Demokrismus, erzählt von den „Teufelischen“: „wahre Geschichten aus unserer Zeit des

Fortschritt und der so köstlichen „erhabenen“ Zivifikation, daß es jedesmal scheint, der Teufel habe sie diktiert“. Wenn man diese Geschichten, deren keiner künstlerischer Wirkung nur ein etwas übertriebener dandyhafter Ton Abbruch tut, liest, möchte man wirklich mit der katholischen Kirche glauben, „daß jede Leidenschaft ihr Dämonium hat“, und es ist auch echt katholisch, wie hier das Weib als „divinae legis prima doctrix“ erscheint.

Mitterlich und edel steht neben diesen Villiers de l'Isle Adam. Er kennt, wie Poe, Träume von überirdischem Glänzen, und kennt, wie Hofmann, das Fremde, das in der menschlichen Hülle steckt. Seine Weltanschauung ist aus katholischen Bestandteilen und aus Hegelscher Philosophie gebildet. Sein ganzer Haß gilt dem Positivismus, der „schwarzen Wissenschaft“, deren „Eigentümlichkeit es ist, die Seele ewig zu hassen“. Er hat einen geradezu furchtbaren, in seiner ganzen Anlage verwechlerlichen Typ eines Vertreters des positivistischen Gedankens dargestellt: „Tribulat Vorhomme“, den selbstbewußten „innersten Gedanken des modernen Menschen“. Seine Auffassung von der menschlichen Natur legt Villiers in den Satz: „Der unsichtbare Körper ist so wenig wirklich, daß es in manchen Fällen gar nicht einmal ein Mensch ist, der in der menschlichen Gestalt steht.“ Sein Wert ist eine Schöpfung von höchster Geistigkeit. Seine Meistererschöpfung ist seine Dichtung vom künstlichen Menschen: „Edisons Weib der Zukunft“. Es ist die kühnste Konzeption des an der Wirklichkeit leidenden menschlichen Verzweiflungsmautes, wie hier die Welt des Uebernatürlichen, die Welt der Imagination beschworen wird. Was wir an der Wirklichkeit haben, ist nur Illusion; ist nur Spiegelung unseres Ichs. Weshalb also nicht die Illusion aus erster Hand, weshalb nicht das Künstliche um jeden Preis? fragt Edison. Und er schafft das Künstliche, das künstliche Weib: Hadaly, das Ideal. „So fahre sie denn hin, die vorgebliche Wirklichkeit, diese uralte Betrügerin. Was ich Ihnen biete, ist das Künstliche zu erproben.“ Zu nennen wären auch Raupassant, Maeterlinck und der irre Bühler Strindberg.

In den letzten Jahren ist auch bei uns ein neuer Geschmack am Grauen erwacht. Wunders, wie „Hajisch“ von Oskar A. S. Schmitz, ist künstlich gut, aber nur von der Literatur gezeugt. Tiefer geht Meyrink in „Orchideen“ und „Wachsigurkabinett“. Man fühlt, daß ein Weltgefühl hinter seinen Geschichten sich weitet; aber man fühlt auch, daß das letzte Wort seiner Weisheit noch nicht gesprochen. Interessant ist auch Hanns Heinz Ewers. Er liebt das Grauen, die starken Nervensensationen, und eine unbezwingliche intellektuelle Neugier, eine Lust, einzudringen, läßt ihn seine Motive bis ins Letzte durchgründen. Nur fehlt es bei Ewers manchmal am Künstlichen; die Feinheit des Gefühls geht ihm etwas ab. Ganz aus der Tiefe aber kommt der Maler-Dichter Alfred Kubin. Wenn Ewers nichts Halluzinatives hat, so wirkt er ganz seherhaft. In seinem Roman „Die andre Seite“ entwirft er in der schmerzlichen qualenden Strichelmantel seiner Zeichnungen Bilder vom Untergang seiner Traumstadt Ferle, die wie ein schmutziger Strom von Grauen und Ekel sind. Das Buch sucht an den Grundmythos der Welt zu greifen. „Der Demiurg ist ein Zwitter“, ist der Schluß. Schaffen und Zerstören sind nur zwei Seiten derselben Nacht.

Wir sehen Gestalten, seltsam trauerumweht, vor uns ins Dunkel hineinschreiten, wo Grausen und Entsetzen wohnen. Schauer und Angst fühlen wir, die an die Wurzel unseres Wesens fassen. Aber wo jene gingen, wird es hell, und neues Land, Seelenland, liegt vor uns. Sie aber schreiten weiter, mit keinem Blick dem freundlichen Glänzen des Lichtes zugewandt, bis ihr Weg sich im Unendlichen verliert.

## Kleines Feuilleton.

### Erziehung und Unterricht.

Die Kinderlesehallenbewegung macht in letzter Zeit weitere Fortschritte. Fast fortgesetzt wird aus den verschiedenen Städten Deutschlands über die Errichtung neuer Kinderlesehallen berichtet. In Berlin, das ja in Volksbildungsdingen sonst nicht gerade an der Spitze marschiert, bestehen neuerdings neben verschiedenen privaten Kinderlesehallen auch zwei städtische. Fast in allen Städten werden die Kinderlesehallen von Vereinen unterhalten. Die meist nicht sehr bedeutenden Mittel werden durch private Sammlungen oder Stiftungen aufgebracht. In vielen Städten sind die Lesezimmer nur an zwei oder drei Nachmittagen in der Woche geöffnet und meistens im Sommer ganz geschlossen. Die Bernhard Stahn-Lesehalle in Mannheim verfügt für den Sommer über ein schattiges Plätzchen, an dem die Kleinen dann ihre Bücher lesen können. Der Besuch der Kinderlesehallen ist fast an allen Orten gut; er wird durch das Wetter etwas beeinflusst, da an schönen Tagen die Kinder lieber draußen spielen, auch an Eisbahntagen ist der Besuch weniger stark, da sich die Jugend dann auf dem Eise tummelt. Neuerdings hat eine gewisse Bewegung gegen die Kinderlesehallen eingesetzt, die wohl darauf zurückzuführen ist, daß man den Wert der Kinderlesehallen, wie den der Lesezimmer für Erwachsene, anfangs überschätzt hat. Einen nachhaltigen Einfluß kann man natürlich so schnell nicht feststellen. Ist es nicht aber schon ein Fortschritt, wenn den Kindern, die oft ein recht ungemütliches Heim haben, ein Plätzchen und Bücher zum Lesen geboten werden, und sie so das wunderbare Märchen im deutschen Dichtertal zum ersten Male empfinden können!

## Meteorologische.

Tägliche Wetterkarten der ganzen nördlichen Halbkugel. Der Beginn des Jahres 1914 hat der Wetterkunde einen neuen Fortschritt gebracht, der allgemeine Beachtung verdient. Der Bereich der täglichen Wetterkarten war bisher recht beschränkt, denn sie erschienen nur für einzelne kleinere Teile der Erdoberfläche. So selbstverständlich für Europa und für die Vereinigten Staaten, ferner für Ostasien und einen Teil Australiens. Seit wenigen Jahren sind die Bestrebungen darauf gerichtet gewesen, eine Erweiterung insbesondere über Asien herbeizuführen. Das Ideal, tägliche Wetterkarten für die ganze Erde zusammenstellen zu können, liegt freilich noch in weiter Ferne. Aber es wäre schon eine wichtige Neuerung, wenn man auf einer Karte die gleichzeitige Wetterlage über dem ganzen Festland von Europa und Asien überschauen könnte. Das Ziel ist durch eine vom 1. Januar an durch das Wetterbureau in Washington ersommene Einrichtung erreicht und sogar übertroffen worden.

Diese Anstalt, die sich in den letzten Jahrzehnten in hervorragendem Maße entwickelt hat, ist zu dem lähnen Entschluß gekommen, täglich eine Wetterkarte von der ganzen nördlichen Halbkugel herauszugeben. Sie besitzt ein entsprechend großes Format und wird nach den Wetterbeobachtungen zusammengestellt, die von den Stationen der Vereinigten Staaten und von 41 ausländischen Wetterwarten eingehen. Auch darin ist eine Neuerung geschehen, daß außer den schwarzen Isobaren (Linien gleichen Luftdrucks) die Temperaturverteilung nicht durch Ziffern bei den einzelnen Stationen wie auf unseren gewöhnlichen Wetterkarten, sondern gleichfalls durch Linien (Isothermen) in roter Farbe veranschaulicht wird. Das Neg bedeutet nicht nur die Festländer, sondern auch die Meeresflächen, doch sind die Linien nur dort ausgezogen worden, wo eine dichtere Zahl von Stationen für einen genauen Verlauf gewährleistet, während sie in Landgebieten wie Sibirien oder über dem Meer in gestrichelter Ausführung als weniger sicher gekennzeichnet werden. Die Verwirklichung dieser Karten wird einen starken Ansporn für die Erfüllung eines weiteren Plans geben, der vor wenigen Jahren zuerst vom Leiter des staatlichen Wetterdienstes in Russland, General Nylatschew, vorgeschlagen und erörtert worden ist und auf eine Wetterkarte für Eurasien, also Europa und ganz Asien, abzielt, die jeden zweiten Tag erscheinen soll. Die Begründung dieser Karte ist jetzt für das Jahr 1915 in Aussicht genommen worden. Sie wird für dies Gebiet wahrscheinlich noch genauer sein, aber die neue amerikanische Karte hat den Vorzug der größeren Ausdehnung und des täglichen Erscheinens. Sie wird auch die Wissenschaft der Wettervorhersage mächtig fördern und sicher dazu beitragen, daß neue Wetterwarten dort angelegt werden, wo sich jetzt noch Lücken am meisten fühlbar machen. Auf der neuen Karte ist auch bereits die von Bjerknes vorgeschlagene Einheit für den Luftdruck, das Bar, zu Grunde gelegt worden.

## Physiologisches.

Die Dienste der Nase. Die Nase ist entschieden der charaktervollste Teil des menschlichen Gesichts und es erscheint demnach wie ein Widerspruch, daß die Dienstleistungen dieses Organs von verhältnismäßig geringer Bedeutung sein sollten. Geht jemand seiner Nase verlustig oder erleidet er eine dauernde Beschädigung an seinem Gesichtsvorsprung, so wird er den Schaden davon hauptsächlich in der Verunstaltung empfinden. Die Tragweite scheint also eine wesentlich andere zu sein als bei dem Verlust eines Auges oder auch nur einer Ohrmuschel. Ebenso wird eine Einbuße des Geruchs niemals in Vergleich gesetzt werden mit Blindheit oder Taubheit, und es gibt namentlich im Alter unzählige Leute, die sich auf ihren Geruch kaum noch verlassen können, ohne besonders darunter zu leiden.

Die Nase hat aber noch andere Aufgaben zu erfüllen, die wahrscheinlich überhaupt wichtiger sind als ihre ganze Betätigung als Sinnesorgan. Die Fortschritte der Medizin und Gesundheitspflege haben die Notwendigkeit der Nasenatmung immer schärfer erkennen lassen. Dr. Paget hat sich jetzt in einer besonderen Schrift um den Nachweis bemüht, daß alle anderen Leistungen der Nase schließlich als nebensächlich betrachtet werden können neben ihrer Aufgabe zur Filtrierung der eingeatmeten Luft. Auch die Vorwärmung der Atemluft, ehe sie in die Lungen gelangt, ist sicher schon eine wertvolle Eigenschaft der Nasenatmung. Man versuche nur einmal, bei scharfem Frost, wie dieser Winter ihn endlich wieder einmal gebracht hat, den Unterschied zwischen Mund- und Nasenatmung auszuwachen, und man wird nicht im Zweifel darüber bleiben, daß die Nasenatmung allein gesundheitsgemäß ist, und vermuthlich geben sich auch die Menschen, die sonst die Nasenatmung vernachlässigen, im Winter ganz von selbst die größte Mühe, sich ihrer zu bedienen. Dr. Paget geht wohl zu weit mit seiner Behauptung, daß auch fast alle gefunden Leute die volle Fähigkeit der Nasenatmung verloren haben. Er begründet diese Annahme dadurch, daß die Nasenmuskeln durch Mangel an Gebrauch erschlaffen, so daß die Seitenwände der Nase bei der Einatmung zusammenfallen und der Luft den Durchweg versperren. Zutreffend ist diese Aussage wahrscheinlich fast immer für eine hastige Atmung, wie sie bei sehr schneller Gangart oder beim Lauf eintritt.